

ALEXANDRA CAROL

SHADOW OF LIGHT

Gefährliche
Krone

i m .
p r e
s s ●

Alexandra Carol

Shadow of Light 3: Gefährliche Krone

****Zwei Herzen im Kampf gegen übermächtige Schatten****

Mit Marco an ihrer Seite ist Anna bereit ihr Erbe als Thronfolgerin einer magischen, fremden Welt anzutreten. Doch die beiden wännen ihre Liebe und ihr Reich in einer trügerischen Sicherheit. Sie müssen erkennen, dass niemand seiner wahren Bestimmung entkommen kann und auf jedes noch so helle Licht ein Schatten folgt. Nun steht Anna ihr schwerster Kampf bevor und er fordert das höchste Opfer, dass ein Herz bringen kann ...

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



Das könnte dir auch gefallen



© Nadine Malzkorn

Alexandra Carol lebt mit ihrer Familie (dazu gehören auch die Vierbeiner) in einer kleinen Gemeinde im Sauerland. Schon seit der Schulzeit ist die Leidenschaft zur Schreiberei stets ein Teil von ihr gewesen, auch wenn es lange Zeit nur bei dem Traum vom Autorendasein blieb. Die Geschichten, die sie gern mit ihren Lesern teilen möchte, handeln von Romantik und der großen Liebe.

Königin Naliessa



Anna

»Die nächste links.«

Ich konzentrierte mich auf die Straße vor mir und versuchte schnell genug zu fahren, damit wir nicht schon wieder hier mitten in der Stadt von einem anderen Wagen überholt wurden. Aber bei dem Kommando stieg ich abrupt auf die Bremse. »Das geht nicht! Das ist eine Einbahnstraße!«, wettete ich und starrte auf das blaue Schild mit der deutlichen weißen Schrift.

»Herrgott«, schimpfte mein Fahrlehrer, während hinter uns schon alles hupte. »Ich sagte *links!*«

Oh! Ja! Da bemerkte auch ich endlich, dass die Einbahnstraße rechts abging. Noch nie war ich sonderlich gut darin gewesen, rechts und links voneinander zu unterscheiden. Bei den Fahrstunden machte sich das nun leider ganz deutlich bemerkbar.

Voller Reue, mit knallrotem Kopf, setzte ich den Blinker links und bog ab, nachdem uns mindestens drei Autos überholt hatten. Das mit dem Anfahren und Schalten klappte doch wenigstens schon ganz gut.

»Die nächste Straße auf drei Uhr«, zog er mich nun auf.

Sehr witzig! Na ja, zumindest funktionierte es – fast ohne nachzudenken, setzte ich den Blinker rechts. Der Parkplatz des

Bankhauptgebäudes war zum Glück so gut wie leer. Es bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten, eine Lücke zu finden, die groß genug für meine Fahrkünste war. Erleichtert drehte ich den Zündschlüssel.

Mein Fahrlehrer öffnete die Tür und betrachtete den weißen Streifen, der rechts von uns mindestens eineinhalb Meter entfernt die Parklücke markierte.

»Na ja«, brummte er. »Das mit dem Parken üben wir dann beim nächsten Mal.«

Ich wusste, er meinte auch das übernächste Mal. Ganz sicher. Mein Magen war schon ganz flau bei dem Gedanken daran.

»Okay, dann also bis Dienstag«, erwiderte ich kleinlaut und bedankte mich auch noch brav dafür, dass er mich hatte hierhin fahren lassen. Dann stieg ich aus und zog den Reißverschluss meiner olivgrünen Daunenjacke bis ganz nach oben. Meine Nase versteckte ich hinter dem Kragen. Es war schon März, aber in diesen Tagen war der Winter noch einmal mit Macht über uns hereingebrochen – mit viel Schnee und eisigem Wind.

Wahrscheinlich war es die Retourkutsche für den herrlich warmen Herbst, den wir in dieser Welt im letzten Jahr erlebt hatten.

Ich stapfte mit gewisser Neugierde auf den gläsernen Eingang des Bankgebäudes zu.

In den letzten Wochen und Monaten hatte ich viel über Domino erfahren, wie er lebte, wie er war. Dabei hatte ich auch eine ganze Reihe der Späher kennengelernt, die in der Burg von Naradon ein- und ausgingen. Besonders Denido, einer von Dominos besten Freunden und vor allem mittlerweile Kajas Ein und Alles. Sie waren ein schönes Paar. Die Kriegerin und der Späher. Und sie erinnerten mich sehr an mich selbst.

Domino war den Spähern so ähnlich, es konnte nicht sein, dass die Geschichte von der traurigen Königin, die mir Karas am *Fluss ihrer Tränen* erzählt hatte, nur ein Mythos war. Vielleicht stimmten die Legenden und einer seiner Vorfahren war einer von ihnen gewesen. Wenn ich etwas darüber erfahren würde, dann aus dem magischen Buch. Es war gerade mal zwei Monate her, dass Marco und ich es zum ersten Mal zu Gesicht bekommen hatten. In der Welt des Lichts nannten wir es das *Buch der Bücher* und hier eher das *allwissende* oder das *magische Buch*, in dem die Geschichten all unserer Könige geschrieben standen.

Damals hatten wir es wieder ordentlich in dem Schließfach verstaut, in dem es mein Vater schon vor meiner Geburt für mich hinterlassen hatte, damit ich es bekam, wenn ich volljährig war. Zu meiner Erbschaft zählte außerdem eine Menge Geld, das er für mich angelegt hatte. Und in dem Schließfach hatten wir sogar einen Brief gefunden, der an mich gerichtet war, sowie einige Seiten seines Tagebuchs, das er an manchen Tagen nur in dieser Welt verfasst hatte.

Als wir an meinem achtzehnten Geburtstag hier gewesen waren, hatten wir nur unsere eigene Geschichte gelesen und waren zu der Erkenntnis gekommen, dass wir von Anfang an füreinander bestimmt gewesen waren.

Der Fairness halber hatte ich bei meiner Bank auch Marco und seinem Vater eine Vollmacht für mein Schließfach erteilt. So hatten auch sie uneingeschränkten Zugang ebenso wie ich zu ihrem Buch der Fürsten.

Obwohl mich ein wenig das schlechte Gewissen plagte, weil ich schon einige Tausender von dem Nachlass meines Vaters verbraucht hatte, ging ich zielstrebig zu meinem Sachbearbeiter, der mich trotzdem nach wie vor mit überschwänglicher Freundlichkeit begrüßte.

Das Erste, was ich von dem Geld bezahlt hatte, war eine neue Couchgarnitur für Mama gewesen und ein Wäschetrockner. Auch wenn sie sich mit Händen und Füßen zu wehren versucht und gemeint hatte, die Wäsche würde viel besser riechen, wenn sie an der Luft trocknete. Bei unserem Meter-mal-Meter-Balkon, der dazu noch zur Straße hinausragte, hielt ich das allerdings für eine ganz blöde Ausrede.

Natürlich bezahlte ich auch gerade meine Fahrschule mit dem Geld, und bei meinem Talent konnte das teuer werden.

Über ein Auto dachte ich schon allein deshalb noch nicht nach, auch wenn Marco mir ständig von niedlichen, kleinen Zweisitzern vorschwärmt, die gut zu mir passen würden. Allerdings fuhr auch er jetzt während der Winterzeit nicht seinen roten Porsche, sondern einen wuchtigen schwarzen Geländewagen, bei dem einen das Gefühl nicht losließ, dass er jeden Kleinwagen einfach überrollen könnte.

Mein Sachbearbeiter brachte den Metallkasten aus meinem Schließfach in einen kleinen Raum, den ich beliebig hinter ihm abschließen konnte, was ich auch tat, sobald er die Tür hinter sich ins Schloss gezogen hatte. Ich setzte mich auf den einzigen Stuhl im Raum vor den Tisch und entledigte mich mühsam im Sitzen meiner dicken Jacke. Dann kramte ich den kleinen Schlüssel aus meiner Jeans, öffnete den Kasten und zog das Buch heraus.

Irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, dass alle Geschichten unserer Könige von Jahrhunderten in dieses Buch passen sollten.

Und doch war es so. Die erste Geschichte handelte von einer jungen Königin namens Naliessa im achtzehnten Jahrhundert. Ihre Eltern waren beide an der Grippe gestorben, als sie sechzehn Jahre alt gewesen war. Und die wahre Geschichte war tatsächlich so, wie die Legende sie erzählte. Sie

verliebte sich in einen Späher, in den Anblick seiner Augen, in alles, was ihn ausmachte. Etwa ein halbes Jahr verbrachte sie mit ihm in der Gegend, wo heute Karanot lag, ganz in der Nähe des Flusses ... Nur das Ende war ein wenig anders als in der Geschichte, die Karas damals zu berichten wusste.

Ich las:

Es stand fest. Sie musste zurück nach Naradon, um den Fürsten zu heiraten, dem sie versprochen war. Den Gedanken daran ertrugen sie beide nicht. Sie liebten sich sehr, sie konnten einander nicht verlassen.

Oben am Rand der Klippen standen sie sich gegenüber, genau dort, wo unten der reißende Fluss tobte. Sein kalter Blick war rasend vor Wut, bei dem Gedanken, Naliessa zu verlieren. Dabei wollte sie nichts lieber als bei ihm bleiben. Sie wusste, sie müsste gehen, denn erst, wenn sie tot wäre, würde man aufhören, nach ihr oder nach ihm zu suchen. Sie würden ihn töten, damit Naliessa endlich ihren Platz als Königin einnahm – an der Seite eines Mannes, der ihrer würdig war.

»Wenn ich durch deinen Blick den Tod fände, wäre dies ein Ende, das ich ersehne.« Ihre Worte waren flehend. Ihrem Geliebten war gar nicht mehr klar, was ihn wütender machte. War es ihr Wunsch zu sterben? War es ihre Sorge um ihn? All seine Beherrschung war dahin. Sein eiskalter Blick traf sie. Traf sie schonungslos. Sie krümmte sich, sank erst auf die Knie, dann ging sie ganz zu Boden. In nur wenigen Sekunden war ihr Körper zu tiefstem Eis gefroren. Und doch hatte sie ihm in die Augen gesehen, bis zuletzt. Nicht erschrocken, nicht so, wie wenn jemand kurz davor ist zu sterben. Nicht mit weit aufgerissenen Augen, angstverzerrtem Gesicht. Nein, sie sah dankbar aus. Voller Liebe zu ihm. Wie viele waren durch seinen Blick schon gestorben? Und nun sie. Sein Leben.

Sie lag im Gras, so friedlich. So schön. Auch wenn er ihren Anblick kaum ertrug, wusste er, er hatte das einzig Richtige getan. Er hatte sie erlöst, und nun wollte er nur noch eines. Selbst Erlösung finden.

Doch sie war nicht tot. Es war, wie wenn eine Narkose langsam wirkte. Wenn man noch hören konnte und fühlen, aber nichts mehr bewegen.

Kalte Tränen berührten ihr Gesicht, als sie da lag. »Wir werden zusammen sein auf ewig, Liebste, süße Naliessa. Im Jenseits werden unsere Seelen niemals getrennt sein. Deine Schönheit, deinen makellosen Körper, das Jadegrün deiner Augen, all das präge ich mir ein, damit ich es nicht vergesse.«

Sie wollte sagen, dass sie lebte, wollte es hinausschreien: Ich bin nicht tot. Ich sehe dich und ich höre dir zu, Liebster. Aber ihre Augen starrten wie die einer Toten geradeaus.

Wie vielen Leichen hatte er schon ins Gesicht gesehen, in das vom Eis erstarrte Entsetzen ihrer Augen, bevor er mit einer einzigen, leichten Bewegung seiner Hand ihre Körper in Tausende Splitter zerspringen ließ? Doch in Naliessas Augen war kein Entsetzen, kein Schmerz. Nur diese unendliche Dankbarkeit.

Ein sanfter Kuss strich über ihre kalten Lippen. Dann hörte sie, wie er zum Rande der Klippen ging. Sie wollte schreien, sie wollte sich winden, aufspringen, wenigstens eine Hand bewegen. Aber es ging nicht.

Ihr Herz war gefroren, und doch zog es sich schmerzhaft zusammen, als sie mit anhören musste, wie die Luft ihn umschloss und mit willigem Zischen in die Tiefe gleiten ließ. Die Wucht des Aufpralls auf einem der Felsen verdrängte mit einem merkwürdig würgenden Laut den letzten Atem aus seiner Lunge. Sie hörte das entsetzliche Krachen der Knochen, das peitschende Wasser an den Klippen und wie sein Körper die Oberfläche durchbrach, als würde sich eine Hand auftun und ihn mit gewaltiger Macht umschließen. Die reißende Strömung trug ihren

Geliebten davon, bis nur noch die tosenden Wellen zu hören waren, endlos, gleichmütig ... als hätten sie niemandem etwas getan.

Es dauerte lange, bis das Eis in ihrem Körper nachließ, bis sie sich bewegen und mühsam an den Abgrund kriechen konnte. Nun war sie in der Lage, ihm zu folgen. Endlich. Doch als sie in die Tiefe blickte, hielt sie irgendetwas zurück. Plötzlich wusste sie, dass sie nicht alles von ihm zerstören durfte, dass ein Teil von ihm weiterleben musste. Sie durfte nicht sterben, auch wenn so vieles in ihr bereits gestorben war. Das Leben, das Lachen, das alles hatte er mit sich in den Fluss genommen.

Den Fluss, den man heute *Den Fluss ihrer Tränen* nannte. Eisige Schauer liefen mir über den Rücken. Fast so, wie damals, als ich zum ersten Mal von der Geschichte gehört hatte, von denen die meisten glaubten, sie sei nur eine Legende.

In Solest kehrte Naliessa zurück nach Naradon. Nur wenige Tage nach ihrer Rückkehr heiratete sie den Fürsten, den sie nicht liebte.

Der Grund, weshalb sie sich nicht selbst getötet hatte, war, dass sie bereits geahnt hatte, das Kind ihres Geliebten unter dem Herzen zu tragen. Auch wenn ihre Liebe verloren war, so wünschte sie sich nichts sehnlicher, als sein Kind in den Armen zu halten. Den Teil von ihm, der ihr immer bleiben würde.

In der Welt der Unwissenden wurde sie Lehrerin, der es streng untersagt war zu heiraten. Natürlich kannte sie ihren Ehemann aus Solest auch hier, dafür hatten ihre Eltern früh gesorgt. Und auch hier bekam sie einen Sohn.

Ich fragte mich ernsthaft, ob sie den Späher auch in dieser Welt gekannt hatte, doch leider fand ich nichts darüber. Hier stand nur

geschrieben, dass sie sein Kind vor dem Fürsten geheim hielt und floh, um es in einem Kloster zu gebären. So oft sie konnte, besuchte sie den Kleinen.

In Solest litt der neue König darunter, dass seine Frau ihn nicht liebte. Er versuchte dennoch alles, um sie glücklich zu machen. Erst als ihr Sohn vier Jahre alt war, erkannte er, dass es nicht sein eigenes Kind war. Der Junge hatte Kräfte in seinen blauen Augen, die zerstörerischer nicht sein konnten. Nun war der König gekränkter denn je. Sein ganzes Leben war ein Betrug. Und so brachte er den vermeintlichen Sohn zu einem See, um ihn zu ertränken. Das Kind aber vereiste das Wasser zu einer Eisscholle, auf die es sich rettete, bis seine Mutter zur Hilfe kam. Ihr Gemahl hätte ohnehin keine Chance gegen ihre königlichen Kräfte gehabt. Doch anders als in Karas' Erzählung tötete sie ihn dort nicht mit einem Schwerthieb. Stattdessen ritt sie mit ihm zu den leuchtenden Mauern Solests, so nahe, dass nur sie es gerade überleben konnte, aber doch so weit, dass der König von ihrem Licht erfasst wurde und auf immer und ewig verschwand.

Es stimmte also. Die Kräfte des Spähers mussten sich von Generation zu Generation weitervererbt haben. Und bei Domino war sogar die Kraft des Vereisens wieder durchgeschlagen.

Allerdings galten die Späher als grausam und gewissenlos, und beim Lesen von Naliessas Geschichte war ich mehr als einmal erschauert. Dabei wusste ich es inzwischen besser. Sie waren nur weitaus unempfindlicher, was körperliche Schmerzen anbelangte. Alle anderen Gefühle erlebten sie genauso intensiv wie wir. In manchen Situationen wahrscheinlich noch intensiver. Und sie wurden von den Menschen nicht akzeptiert – wegen ihrer Andersartigkeit. Ihre Gabe, aus der Entfernung von mehreren hundert Metern eine Maus erkennen zu können, und vor

allem die Fähigkeit, mit ihren Augen Gegenstände einzufrieren, machte den Leuten Angst. Doch die Zeiten, in denen sie gewissenlos umhergestreift waren, geplündert und gemordet hatten, waren längst Geschichte.

Zu denen, die ihre zerstörerische Kraft mit ängstlichem Argwohn betrachteten, hatte ich mich anfangs auch gezählt. Aber ich war inzwischen sicher, sie hatten sich sehr gut unter Kontrolle. Trotzdem kam es ab und an vor, dass sich Späher aus der Wut oder irgendeinem anderen starken Gefühl heraus vergaßen. So wie Domino, als er gespürt hatte, wie eifersüchtig er geworden war, weil ich auf meine Vertrauten nichts hatte kommen lassen. Vor allem Madras war für ihn ein rotes Tuch. Aber auch Karas, weil er unsere Verbindung nicht guthieß.

Da ich schon mal hier war, blätterte ich die Seiten weiter bis zu meiner eigenen Geschichte. Bei einigen Zeilen schmunzelte ich, bei anderen rang ich wieder mit den Tränen. Den Tränen, die längst vergossen waren. Noch immer endete das Buch an der Stelle, als Domino und ich als Sieger aus der Höhle des dunklen Zauberers gekommen waren und uns vor allen anderen geküsst hatten. Ich lächelte verträumt bei dem Gedanken daran.

Am liebsten hätte ich den Stift aus dem Metallkasten genommen und weitergeschrieben. Denn unsere Geschichte war seit jenem Moment so unendlich perfekt, dass es schade war, sie hier nicht noch einmal nachlesen zu können. Ich schlug das Buch zu und lehnte mich im Stuhl zurück. Vor meinem inneren Auge tanzten die ersten Schneeflocken durch die Luft. Ich dachte an die Reise nach Naradon und wie freundlich wir empfangen worden waren. Und am Tag nach unserer Ankunft hatte Domino mir endlich seinen Lieblingsplatz zeigen können. Einen See, der

zugefroren in allen Farben des Regenbogens leuchtete. Er war genauso schön gewesen, wie ich ihn zuvor in meiner Vision gesehen hatte.

Noch immer waren wir in Naradon und ich wünschte mir, dieser Winter möge niemals enden.

Allerdings traute Karas noch immer keinem von ihnen und schwieg, weil er wusste, dass Domino zuhören konnte. Madras schien das egal zu sein. Wann immer er konnte, bombardierte er mich mit zweideutigen Bemerkungen und Sticheleien. Durch die Blume ließ er erkennen, wie wenig er mich verstand, und zog mich regelrecht damit auf, dass ich trotz der engen Beziehung zu Domino noch keinen offiziellen Heiratsantrag bekommen hatte. Ich fragte mich, wann er endlich die Hoffnung aufgab, mich für sich zu gewinnen.

Aber ich war nach wie vor gut darin, das alles zu ignorieren.

Anfang vom Ende



Anna

Ich wollte das Buch schon zuklappen, ließ dabei aber die folgenden noch unbeschriebenen Blätter bedächtig über meinen Daumen gleiten. Erst war ich nicht sicher, doch dann entdeckte ich, dass zwischen den leeren Seiten noch eine einzige bedruckt war. Nur ein paar Zeilen standen hier geschrieben:

Es war Samstag. Die Sonne schien und streckte ihre Strahlen direkt durchs Fenster in Annas Gesicht. Sie erwachte davon.

Wochenende! Es war erst kurz nach acht. Wie immer war sie viel zu früh aufgewacht, obwohl sie erst um drei Uhr nachts nach Hause gekommen war.

Sie stand auf, kochte sich zunächst einen sehr starken Kaffee und nahm die Tasse dann mit ins Bad.

Gerade als sie sich nach einer ausgiebigen Dusche abtrocknen wollte, hörte sie den Klingelton ihres Handys. Wer konnte das sein um diese Zeit? Grübelnd wickelte sie sich notdürftig in den Stoff und verließ den Raum.

Zu spät.

Ohne nachzusehen, wer angerufen hatte, ging sie zurück ins Bad. Falls es wichtig gewesen war, würde derjenige sich noch einmal melden oder vielleicht einfach eine Nachricht schreiben.

... mehr nicht. Eine ganz normale Alltagsszene. Was sollte daran wichtig sein?

Ich las die Zeilen mehrmals. Es hörte sich nicht danach an, dass ich zu Hause wach geworden war, zumindest nicht bei Mama. Samstags schon gar nicht. An jedem Wochenende war ich bei Marco. Was sollte sich daran wohl ändern?

Okay. Das Buch berichtete also von einem Samstag bei Marco. Wobei ... dort brachte Ingrid den Kaffee, nachdem ich ihn telefonisch bestellt hatte. Hm. Vielleicht würden wir irgendwann eine Kaffeemaschine anschaffen. Warum eigentlich nicht? Oder ... vielleicht würden wir sogar eine gemeinsame Wohnung haben. *Schöner Gedanke.*

Aber ... warum zum Teufel stand das da? Weshalb so weit nach dem Ende unserer Geschichte? Sollte das heißen, unsere Geschichte war noch nicht zu Ende? Der Schatten war besiegt! Was sollte noch Wichtiges passieren, wofür es sich lohnte, im Buch der Bücher zu erscheinen?

Eines stand fest. Diesen Samstagmorgen, den das Buch beschrieb, würde es irgendwann in meinem Leben geben. Fragte sich bloß, wo Marco dann sein würde.

Wütend schlug ich das Buch zu und verstaute es hektisch wieder in dem Metallkasten. Auf einmal hasste ich mich dafür, es überhaupt aufgeschlagen zu haben. Es gab keinen Grund, darüber nachzudenken, was mich noch Übles erwarten könnte. Wir hatten es geschafft! Alles war gut. Wir wären fast gestorben dafür! Es gab keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Das redete ich mir wenigstens ein.

Kurzerhand beschloss ich Marco gar nicht erst zu erzählen, dass ich hier gewesen war. Ohnehin war er viel misstrauischer als ich. Er war so überaus vernünftig, dachte immer schon an die Zukunft, wenn ich noch

den Tag auf mich zukommen ließ. Er war der, der stets an Morgen dachte, während für mich nur das Jetzt zählte. Und im Moment war er sorglos und glücklich so wie ich.

Ich verschloss den Kasten, stand auf und drückte den Knopf, womit ich den Anzugträger rief, der ihn wieder fortbringen würde. Den Stuhl rückte ich sorgfältig unter den Tisch und nahm meine Jacke von der Lehne. Ungeduldig ging ich in dem kleinen, schmalen Raum auf und ab und kuschelte mich in meine Jacke – vorsorglich für die Kälte da draußen. Die Tür schloss ich erst auf, als es klopfte, den Kasten hatte ich dabei schon unterm Arm und drückte ihn dem Mann gleich darauf in die Hände.

»Ganz schön schwer.« Offenbar wollte er Witze machen, doch mir war gerade nicht danach und so erwiderte ich nichts darauf.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er prompt und klang auch noch besorgt dabei.

Schnell legte ich ein freundliches Lächeln auf. »Ja, aber natürlich«, antwortete ich. »Ich darf nur bei der Kälte gar nicht an den Heimweg denken.« Was Besseres fiel mir nicht ein, meine beinahe beleidigte Miene zu rechtfertigen.

»Soll ich Ihnen ein Taxi rufen?«

»Nein. Nein, das ist wirklich nicht nötig. Trotzdem danke.«

Er begleitete mich noch ein Stück, und ich versuchte das Lächeln nicht zu vergessen.

»Also, dann, bis bald«, verabschiedete er sich endlich.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich höflich. Ich hatte nicht vor *bald* wiederzukommen. Dann schritt ich durch die gläserne Drehtür nach draußen. Ich atmete die kalte Luft tief ein und machte mich auf den Weg

zum nahe gelegenen Busbahnhof. Die Nummer 47 hielt gerade an. Mit gezückter Fahrkarte stieg ich ein und setzte mich ans Fenster.

Das laute Treiben um mich herum verstummte in mir. Längst war mir klar, dass meine heutige Entdeckung schwer zu verdrängen war. Einerseits hatte sie sich schon an meiner Neugierde zu schaffen gemacht, andererseits an der Angst davor, mein Leben könnte sich ein weiteres Mal ändern, egal in welche Richtung. Alles war perfekt, so, wie es jetzt war. Nichts wollte ich daran ändern.

Ich war so in Gedanken versunken, dass ich fast vergaß, den Knopf zu drücken, damit der Bus an der nächsten Haltestelle hielt. Erst als die Durchsage »Schumannstraße« kam, schrak ich hoch und stolperte beinahe über die Frau, die neben mir saß. Ich hatte nicht einmal bemerkt, dass sie sich dort hingesetzt hatte.

Als ich vor Kälte schnatternd in unsere Straße einbog, erkannte ich schon von Weitem den fetten Geländewagen vor dem Haus. Wie es aussah, wartete Marco bereits auf mich. Heute war Freitag, er war da, um mich abzuholen. Ich ging einen Schritt schneller und ... lächelte. Die irrsinnige Vorfreude auf das Wochenende war immer noch dieselbe wie schon vor Monaten.

Mama erlaubte es nicht, dass ich die ganze Woche bei Marco blieb. Schon seit Langem plagte sie oft genug der Eindruck, ich würde bald ganz zu Marco ziehen. Und auch wenn ich im Januar achtzehn geworden war, beließ ich es bei dieser Regelung – aus Rücksicht auf sie.

Auf dem Weg durchs Treppenhaus nach oben entledigte ich mich schon mal meiner dicken Jacke. Sie würde nur stören, wenn ich mich in Marcos Arme warf. Zitternd vor Kälte, vielleicht auch vor Ungeduld, schloss ich die Wohnungstür auf und stürmte hinein. Die Jacke warf ich in die Ecke unter

der Garderobe und lauschte, aus welcher Richtung die geliebte Samtstimme kam.

Mama und Marco saßen sich beim Kaffee an unserem kleinen Küchentisch gegenüber. Hier passten sowieso nur zwei Stühle hin, mir blieb also gar nichts anderes übrig, als mich auf seinen Schoß zu setzen.

Seine Augen strahlten, als ich den Raum betrat. »Wie war die Fahrstunde?«, fragte er.

»Ganz gut«, log ich munter, gab meiner Mutter einen flüchtigen Kuss auf die Wange, ohne Marco aus den Augen zu lassen.

Einladend rückte er seinen Stuhl zurück und breitete die Arme nach mir aus. Schnell ließ ich mich auf seinem Schoß nieder und fiel ihm um den Hals. Ganz zärtlich küsste er mich.

Es störte mich schon längst nicht mehr, dass Mama dabei im selben Raum war, und sie hatte damit ebenso wenig ein Problem. Hier in dieser Welt war es so leicht für uns. Alle waren einverstanden mit dem, was wir füreinander empfanden. Meine Mutter war froh, dass ich endlich begann zu leben, mich zu freuen, wenn es auch nur die Freude auf das heiß ersehnte Wochenende war. Sie sagte, ich sei so erwachsen geworden in letzter Zeit. Von meinen nächtlichen Abenteuern ahnte sie nichts und so schob sie es allein darauf, dass ich Marco kennengelernt hatte.

»Du warst ganz schön lange unterwegs«, meinte Mama und trank ihren Kaffee. Klar, dass ihr das auffiel. Diese Kleinigkeiten in meinem Leben entgingen ihr nie.

»Der Lienkämper hat mich in der Stadt rausgelassen. Ich musste noch mit dem Bus nach Hause fahren«, rechtfertigte ich mich.

»Willst du auch einen Kaffee?«, fragte sie, ohne weiter darauf einzugehen.

»Nö.« Ich stand auf und nahm mir ein Glas Wasser. Dann setzte ich mich schnell wieder auf Marcos Knie. Seine Hand strich über meinen Rücken. »Was machen wir bei dem Mistwetter?«, fragte ich ihn.

»Wie wär's mit Schlittenfahren«, kam Mama ihm grinsend zuvor.

Draußen vor dem Fenster tobte ein Schneesturm und ich zog die Nase kraus. »Ganz sicher nicht«, entgegnete ich.

»Ich hatte eigentlich nichts Bestimmtes vor«, meinte Marco. »Wenn du aber eine Idee hast, immer raus damit.«

»Nein«, sagte ich und lächelte ihn an. Der Gedanke daran einfach nur allein mit ihm zu Hause zu bleiben, war aufregender als alles, was ich mir vorstellen konnte. Zudem waren seine Eltern verreist. Ein Wellnessurlaub in Südtirol. Seit seinem Herzinfarkt ließ Karl Sander es ruhiger angehen, verreiste lieber mit seiner Frau, als sich zu allerlei Anlässen in der ganzen Welt einladen zu lassen, um seine Firmen zu repräsentieren.

Marco hatte noch nichts Richtiges im Auge, was seine berufliche Zukunft anging. Bisher belegte er nur einen Fernkurs nach dem anderen. Spanisch, Französisch, und im Moment versuchte er sich in Chinesisch. In China liege die wirtschaftliche Zukunft, meinte er.

Meinetwegen, dachte ich. Schließlich hatte ich noch ein Jahr Zeit bis zum Abitur. Was danach kam, würden wir dann sehen.

Ich wartete noch, bis er den letzten Schluck Kaffee ausgetrunken hatte, dann stand ich auf.

»Wollen wir?« Meine Tasche fürs Wochenende hatte ich schon am Morgen gepackt, sie wartete im Flur auf mich.

»Los, Marco«, spornte Mama ihn an. »Anna kann es nicht erwarten ...« Dann räusperte sie sich und machte den Eindruck, als wollte sie noch etwas sagen, was sich nicht gehörte.

»Mama!«, rief ich entrüstet und sie grinste, womit sie ihre schmutzigen Gedanken bestätigte. Ich hatte also recht gehabt. Okay, *sie* hatte recht gehabt. Ich konnte es nicht erwarten, endlich mit Marco allein zu sein.

»Hast du denn Lust, morgen ins *Flickflack* zu gehen?«, fragte er während der Fahrt.

»Hast du Lust?«, stellte ich die Gegenfrage.

»Warum nicht. Sven hat mich angerufen, er und Luisa werden ebenfalls da sein.«

»Stimmt, Luisa hat mich auch gefragt.«

»Also?«

»Weiß nicht.«

»Ich finde, du solltest deine beste Freundin nicht nur wegen mir vernachlässigen.«

»Nur wegen *dir*. Das tu ich doch gar nicht«, entgegnete ich trotzig.

»Also ... gehen wir nicht.«

»Doch! Doch lass uns hingehen.«

»Aber du willst doch gar nicht.«

»Wer sagt *das* denn?«, kam es nun richtig trotzig von mir.

Er lachte leise und spöttisch. »Also willst du doch«, setzte er noch oben drauf.

»Ja, sag ich doch die ganze Zeit.«

»Schön.«

»Schön.«

Er verlor nie die Beherrschung ... oder zumindest so gut wie nie. Mich auf die Palme zu bringen war dagegen so einfach. Auch wenn es nur um so eine unbedeutende Frage ging ...

Eingeschnappt starrte ich aus dem Fenster. Wir bogen schon in die Auffahrt des Gutshauses. Dabei legte er seine Hand in meine. »Ich liebe dich«, sagte er und ich spürte, dass er mich kurz musterte.

»Lieb dich auch«, gab ich etwas unterkühlt zurück, ohne ihn dabei anzusehen.

Er parkte den Wagen direkt in der riesigen Garage und beugte sich zu mir rüber, um meine Tür zu öffnen. Ich beachtete ihn immer noch nicht und war auch fest entschlossen noch ein bisschen zu schmollen, doch er zog mein Kinn sanft in seine Richtung und ich wusste, wenn ich ihn ansah, würde nichts daraus.

Und richtig. Die ganze Kraft seiner viel zu hellen Türkisaugen strahlte mit voller Wucht auf mich ein. Sein Gesicht war genau vor meinem, ich konnte seinen Atem spüren und er roch so gut.

Auf einmal fiel mir das Buch ein und welche Fragen es in mir aufgewühlt hatte. Schlagartig wollte ich nicht mehr beleidigt sein, erst recht nicht wegen so einer Lappalie. Wer wusste schon, was uns noch erwartete?

»Tut mir leid«, flüsterte ich.

»Nein, *mir* tut es leid.« Seine Lippen schmiegt sich unwiderstehlich an meine.

Ich schlang die Arme um ihn, und anstatt den Kuss so heftig zu erwidern, wie es in solchen Momenten meine Art war, hielt ich ihn nur ganz fest und legte meinen Kopf über seine Schulter. Ich wollte ihn nicht

verlieren und ich hatte auf einmal wieder furchtbar Angst davor. »Habe ich dir heute schon gesagt, wie sehr ich dich liebe?«, flüsterte ich.

»Heute noch nicht direkt, dafür aber in der letzten Nacht.«

Ich lächelte und erinnerte mich. Mitten in einem leidenschaftlichen Kuss war ich wach geworden.

Wir stiegen aus dem Auto und rannten das letzte Stück bis zum Gutshaus. Der Schneesturm fegte dicke Flocken durch die Luft und legte sie zum Schmelzen auf unser Haar.

In Marcos Wohnung angekommen ging ich ins Bad und ein Blick in den Spiegel verriet mir, dass ich aussah wie eine nasse Katze. Meine langen rotbraunen Haare, die leider weder ganz glatt noch ganz lockig waren, hingen tropfend und zerzaust hinunter. Beim Betrachten meines Gesichtes war ich heilfroh nicht geschminkt zu sein, den Kajal hätte ich jetzt sonst sicher überall. Das Schönste an mir waren, wie ich fand, die großen dunkelgrünen Augen in einem leider viel zu blassen Gesicht.

Marco hingegen sah wieder aus wie ein Model. Er stand hinter mir in den Türrahmen gelehnt, sein perfekt gestylter dunkler Wuschelkopf war ebenso völlig nass, was allerdings ganz und gar nichts an der Tatsache änderte, dass er immer noch atemberaubend schön war. Er blickte mich an, als wäre *ich* das Schönste, was er je gesehen hatte.

»Ich bestelle uns etwas zum Abendessen«, meinte er und ging ans Telefon.

»Hallo, Ingrid ... Ja, stimmt, furchtbares Wetter«, hörte ich ihn reden, während ich meine Haare mit einem Handtuch trocknete. »Ja, genau,

Abendessen für Anna und mich. Etwa in einer Stunde ... Gut, bringen Sie es bitte zum Pool. Danke!«

»Super Idee!«, rief ich ihm zu.

Im Dachgeschoss des Gutshauses gab es einen Swimmingpool. Das gläserne Dach darüber konnte im Sommer weit geöffnet werden. Aber auch jetzt im Winter kam man sich vor wie unter freiem Himmel.

Ich ging ins Schlafzimmer und zog meinen Bikini aus einer Schublade im Kleiderschrank. Marco kam mit schnellen Schritten hinter mir her und schnappte ihn mir aus der Hand. »Glaubst du, den brauchst du?«, grinste er und hielt ihn hoch.

»Sicher brauche ich den«, gab ich zurück und versuchte dranzukommen. Ohne Erfolg, er streckte den Arm nach oben aus und ich war viel zu klein, meine Mühe vergebens.

»Es ist niemand im Haus. Du brauchst ihn nicht.«

»Und was ist mit dem Personal?«, entgegnete ich.

»Es wird eine Weile dauern, bis Ingrid hier ist. Außerdem ist sie sehr diskret.«

»Du willst doch nicht wirklich nackt baden?«, tat ich scheinheilig.

»Doch«, nickte er. »Und eigentlich wollte ich ...« Er warf meinen Bikini in die Ecke, packte mich und warf mich aufs Bett.

»Herr Sander!«, rief ich empört. »Sie werden doch wohl nicht handgreiflich werden?«

Und er legte das schiefe, verschmitzte Lächeln auf, von dem ich nicht genug kriegte. Dann beugte er sich über mich und öffnete die Knöpfe meiner Jeans. Ganz sanft streifte er sie herunter, mit den Handflächen an meiner Haut. Dann schob er meinen dicken Strickpulli und das T-Shirt, das ich noch darunter trug, etwas hoch und küsste zärtlich meinen Bauch

und die Senke neben den Hüftknochen. Ich richtete mich auf und zog den Rest freiwillig aus. Dann begann ich damit, ihn seiner Klamotten zu entledigen und zu küssen, wo ich seine goldschimmernde Haut freilegte. Meine Hände glitten über seinen makellosen Körper. Nie würde ich genug davon bekommen können, ihn zu berühren, seine geschmeidigen Bewegungen anzusehen und zu fühlen.

Seine weichen Lippen streichelten mich. Das Blut schoss durch meine Adern und mein Atem überschlug sich fast. Der Boden schien sich wieder zu drehen, mein Kopf schwirrte und ich gierte nach mehr.

Doch er stand auf, hob mich mit Leichtigkeit auf seine Arme und trug mich aus dem Zimmer.

»Was machst du denn?«, protestierte ich, aber er lächelte mich nur schief an, öffnete mit mir auf den Armen die Tür und trug mich die Treppen hinauf bis ins Dachgeschoss zum Pool ...

»Das wagst du nicht!«, rief ich noch und dann ... warf er mich hinein.

Das Wasser war warm wie in einer Badewanne. Na warte, dachte ich. Wasser war mein Element und dazu noch war ich ziemlich gut durchtrainiert, wodurch es mir ohne Weiteres gelingen würde, für einige Minuten die Luft anzuhalten. Bewegungslos ließ ich mich zu Boden sinken. Um es ein bisschen dramatischer aussehen zu lassen, ließ ich ein wenig Atem entweichen, damit oben ein paar hübsche Luftblasen an die Oberfläche dringen konnten. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann war Marco bei mir, zog mich hektisch nach oben und drehte mich dabei zu sich um.

Ich grinste ihn schalkhaft an und half ihm dabei aufzutauchen. Sein Gesicht verriet mir jetzt schon, dass er das alles andere als komisch fand.

An der Oberfläche japste ich nach Luft und lachte laut. Doch er packte mich ziemlich unsanft bei den Schultern.

»Mach das nie wieder!«, fuhr er mich wütend an und seine Augen blitzten mir eiskalt entgegen.

»Hast du dich erschrocken?«, fragte ich spöttisch.

Er funkelte mich weiter zornig an, wandte sich ab und zog sich aus dem Wasser. Mit einem Zug schwamm ich zum Rand, stützte mich daran ab und legte den Kopf seitlich auf meinen Oberarm. Ich beobachtete ihn, wie er einen Bademantel vom Haken riss, ihn überzog und aus der Tür verschwand. Er war stinksauer, eindeutig. Und diesmal war er es, der die Beherrschung verlor. Einerseits betrachtete ich das momentan wie einen kleinen Sieg, andererseits tat es mir wahnsinnig leid, weil ich wusste, wenn er so reagierte, war er tief verletzt.

Schnell stieg ich ebenfalls aus dem Wasser, schnappte im Vorbeigehen ein Badelaken und band es mir auf dem Weg nach unten um. Vorsichtig öffnete ich die Tür zu seiner Wohnung, trat langsam ein und schloss sie auch ebenso leise wieder. Einer der wuchtigen Esszimmerstühle lag mitten im Raum auf der Seite. Ich ging ein Stück weiter und blickte durch die offene Tür zum Schlafzimmer. Marco stand am Fenster und starrte hinaus.

»Es tut mir leid«, sagte ich leise und reuevoll, schon als ich auf ihn zuing. »Ehrlich.«

»Mach das nie wieder«, knurrte er erneut und mit immer noch tiefer, wütender Stimme, ohne sich umzudrehen.

Ich ging näher heran und legte die Arme um ihn.

Abrupt ergriff er meine Handgelenke, wandte sich mit unbeschreiblich schneller, geschmeidiger Bewegung zu mir um und beförderte mich aufs

Bett. Sein Gesicht war nur wenige Zentimeter von meinem entfernt, wie versteinert, wütend, und seine Augen funkelten eiskalt ... und atemberaubend schön. Mir stockte der Atem, und ja, ich hatte Angst. Nicht die Angst dieser Welt. Doch ich wusste, wären wir nun in Solest, könnte ich schon tot sein. Erst in den letzten Monaten war ich mir dieser Tatsache bewusst geworden. Erst seit ich ihn, seit ich die Späher besser kannte.

Auf einmal veränderte sich sein Gesicht. Sein Kopf sank neben meinem ins Kissen, seine Hände lockerten den Griff an meinen Handgelenken.

»Anna, ich könnte es nicht ertragen, wenn dir etwas zustieße. Verstehst du das?« Er klang nur noch verletzt, nicht mehr wütend. Dennoch wagte ich es nicht, mich zu bewegen.

»Ja«, flüsterte ich, immer noch mit stockendem Atem.

»Ich liebe dich mehr als alles andere«, sagte er. Und als er sein Gesicht jetzt wieder über meines hob, war da kein Zorn mehr, da war Schmerz. Seine Augen waren tief und warm und sie durchdrangen mich, als wollten sie meine Seele berühren.

Ich überwand die wenigen Zentimeter, die meinen Mund von seinem trennten, und küsste ihn, ohne die Augen zu schließen. Endlich gab er meine Handgelenke frei. Endlich konnte ich ihn berühren, schlang einen Arm um ihn, mit der anderen Hand griff ich in seine Haare. Langsam schloss ich die Augen, küsste ihn wieder leidenschaftlicher. Genau in diesem Moment löste er seine Lippen sanft von meinen und ließ sich neben mir auf den Rücken fallen. »Es tut mir leid, Anna«, seufzte er leise.

Ich zog einen Flunsch und starrte die stuckverzierte Decke über mir an. »Mir tut es leid«, erwiderte ich dann.

»Das sagtest du schon.«

Aus dem Augenwinkel heraus sah ich, wie er die Hände auf sein Gesicht legte.

Ich drehte mich auf die Seite, wagte es aber nicht, ihn anzufassen. »Es tut mir wirklich leid«, versuchte ich es noch einmal. »Es war nicht fair, so zu tun, als ob ...« Ich wagte es nicht auszusprechen, was ihn ohnehin schon so in Rage gebracht hatte.

Aufgebracht schüttelte er den Kopf. Dann sah er mich wieder an. »Nein, nein, du verstehst nicht«, rang er um Worte. Er atmete tief durch, blickte wieder nach oben und redete ganz ruhig weiter: »Ich habe gesehen ... Ich sah die Angst in deinem Gesicht. Du hattest Angst vor *mir*. Ich hätte nicht so reagieren dürfen.«

»Du hattest allen Grund dazu. Wenn du das mit mir gemacht hättest, dann ...«

Als er mich ansah mit seinen Wunderaugen und dazu noch lächelte, verschlug es mir ganz einfach die Sprache.

»Du wärst wutentbrannt auf mich losgegangen«, meinte er.

»Genau.«

»Und wenn schon. Was könntest du mir schon tun?«

»Du könntest mir auch nichts tun«, entgegnete ich leise.

»Nicht in dieser Welt.«

»So leicht bin ich nicht ...«

»Nein. Stimmt ja«, unterbrach er mich spöttisch. »Niemand kann eine Königin töten. Außer einem König wie mir. Welch ein Hohn.«

Mir fiel ein, was Königin Naliessa zu ihrem Geliebten gesagt hatte.

»Wenn ich durch deinen Blick den Tod fände, wäre dies ein Ende, das ich ersehne«, zitierte ich ganz spontan.

Sein Gesicht schoss zu mir herum. »Wo hast du das her?«

»Das sagte die ...«

»Ich weiß, wer das sagte. Sie war meine Ur-Ur-Ur-Großmutter, oder so was. Wo hast *du* es her?«

»Die Legende erzählt das.«

»Mit genau diesen Worten?«, fragte er ungläubig.

»Ich habe es aus dem Buch der Bücher«, gestand ich. Mehr müsste ich ja nicht erzählen.

»Du warst noch mal da?«

»Ich wollte wissen, ob die Geschichte stimmt.«

»Du hättest mich fragen können, ich weiß, dass sie stimmt.«

Darauf erwiderte ich nichts weiter. Er wusste gar nicht, wie sehr ich mir inzwischen wünschte, seinem Rat gefolgt zu sein.

»Trotzdem«, meinte er dann und stützte den Kopf auf seine Hand, mit der anderen strich er mir zärtlich die nassen Haare über die Schulter zurück. »Versprich mir, dass du dir niemals mehr meinetwegen den Tod wünschst. Du hast einmal dein Leben aufs Spiel gesetzt, zweimal, wenn man es genau nimmt. Versprich mir, dass das nie wieder passiert.«

Einen Moment lang sah ich ihn nur an und obwohl seine Augen mir den Verstand zu rauben drohten, antwortete ich ehrlich und aufrichtig. »Das kann ich nicht.«

Es klopfte an der Tür.

»Was gibt's?«, rief er.

»Ich habe das Essen serviert!«, erklang Ingrids Stimme vom Flur.

»Danke, Ingrid. Sie können gehen!« Er ließ mich nicht aus den Augen.

»Komm, lass uns raufgehen«, bestimmte er.

Bevor ich ihm folgte, schnappte ich mir meinen Bikini und zog ihn an.

Oben angekommen betrachtete ich den hübsch gedeckten Tisch. Es gab nichts, das kalt werden konnte.

»Ich schwimme erst ein paar Runden«, sagte ich und sprang kopfüber ins Wasser, tauchte bis zum anderen Ende, stieß mich noch mal ab, tauchte zurück bis zur Mitte, wo Marco inzwischen stand. Ganz dicht vor ihm ließ ich mich an die Oberfläche gleiten. Ich spürte, wie seine Hände sanft und doch fest über meinen Körper strichen, wobei ich gar nicht bemerkt hatte, dass ich mein Bikinioberteil im Nu wieder losgeworden war. Erst als seine Hände meine Brüste berührten, war mir klar, was jetzt folgte. Und obwohl ich mich so sehr bemühte nicht wieder die Beherrschung zu verlieren, sondern mich zu ergeben, so, wie er es liebte, war ich bald wieder in einem Rausch, in den ich ihn mit hineinzog, als gäbe es nur noch dieses eine Mal.

Lunaja

Wir waren erst spät eingeschlafen und begannen den Tag in Solest so vertraut, wie wir ihn in der Welt der Unwissenden beendet hatten.

Im Moment ließ er mich vergessen. Ich dachte nicht mehr darüber nach, wie die sinnlosen Zeilen im Buch der Bücher mich zum Grübeln gebracht hatten. Auch nicht an Marcos Überreaktion wegen meines dummen, misslungenen Versuchs, ihn reinzulegen. Und ich dachte auch nicht daran, wie merkwürdig schnell er es darauf hatte beruhen lassen, als ich seinen Wunsch abgelehnt hatte, ihm mein Versprechen zu geben.

Erst als die Sonnenstrahlen warm durchs Fenster auf uns herabschienen, begann ich wieder damit, die Realität wahrzunehmen.